

81)

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

So reiste ich nach Moskau. Ich erlangte von unserem Verleger das Versprechen, uns mindestens vier bis fünf Bücher jährlich zur Uebersetzung zu geben. Das war beruhigend. Das Honorar würde für uns beide vollkommen ausreichen. Der Verleger kannte unsere Lage und bedauerte sehr, daß er bei den herrschenden Zensurverhältnissen nicht mehr Bücher herausbringen könne. Ich fragte ihn um seinen Rat, ob ich es wagen sollte, nach Petersburg zu reisen, um dort mit dem Redakteur einer Zeitschrift in Verbindung zu treten, oder ob ich es brieflich abmachen könne, denn ich hatte gehört, daß in Petersburg viel Verhaftungen vorgenommen worden waren. Er riet mir ab, und ich ließ den Gedanken, persönlich mit dem Redakteur zu sprechen, fallen.

Von Moskau fuhr ich nach Kijasan, wo ich mit unserem Bekannten, dem Stationsgehilfen, zusammentreffen wollte. „Warum wollten Sie mir nur nicht schreiben?“ fragte er mich. „Durch eine persönliche Zusammenkunft setzen Sie zu viel aufs Spiel.“

„Für mich ist es nicht so gefährlich, ich werde ja nicht so intensiv von der Polizei verfolgt, wie Abramoff, und eine persönliche Aussprache ist unbedingt nötig. Wir besitzen nämlich noch eine gut eingerichtete Druckerei, die an einem bestimmten Orte verwahrt wird. Die will ich einigen Kameraden übergeben. Das war der Grund. Außerdem wollte ich Sie bitten zu versuchen, eventuell gegen eine Kaution Anna Michailownas Entlassung zu erwirken; ich werde auf alle mögliche Weise versuchen, die Kaution zusammenzubringen.“

Nachdem wir alle Einzelheiten besprochen hatten, reiste ich von Kijasan zu meinem Bekannten, der die Papiere Harlamoffs, jenes Kranken, dem ich in der Krim die Augen zugebrückt hatte, verwahrte.

Ich hatte schon früher daran gedacht, diese Papiere zur Beschaffung eines Passes zu benutzen. Ich würde dadurch wieder ein legaler Bürger werden, brauchte keine Angst vor einer Entdeckung zu haben und könnte nur dann bestraft werden, wenn ich unter diesem Namen gegen das Gesetz gehandelt haben würde. Die früheren Legitimationen unter verschiedenen Namen, die ich benutzt hatte, waren sehr gute Fälschungen oder waren auf andere Weise beschafft worden, nie aber war ich sicher, ob die Behörden nicht doch Verdacht schöpfen würden. Mit einem vollkommen richtig ausgestellten Paß dagegen konnte ich im Auslande auch in den Staaten mich aufhalten, die von den Ausländern eine Legitimation verlangen, und wenn nötig auch nach Rußland zurückreisen und dort unter diesem Namen weiterleben.

Mein Bekannter, der die Papiere verwahrte, hatte in seiner Stadt die besten Verbindungen, war vor jeglichem Verdacht sicher und erklärte sich, als ich ihn ersuchte, mir behülflich zu sein, sofort dazu bereit.

Meine früheren Legitimationen hatte ich schon vorher vernichtet und ging nun als Harlamoff in Begleitung jenes Herrn zum Polizeichef.

„Ich komme mit einer Bitte,“ sagte mein Bekannter zu ihm. „Mein Bruder und ich haben einen großen Posten Getreide ins Ausland abgehandelt. Es werden uns jetzt von dort Schwierigkeiten bereitet; aber weder mein Bruder, noch ich können selber hinreisen, und wir wollen einen Bevollmächtigten senden. Das ist Herr Harlamoff, unser Agent; er ist in letzter Zeit immer auf Reisen gewesen. Ich möchte nun für ihn einen Auslandspaß besorgen. Tun Sie mir den Gefallen und stellen Sie mir das Zeugnis aus, daß seitens der Polizei nichts im Wege steht, Harlamoff einen solchen auszufertigen.“

„Ja,“ meinte der Polizeichef, „das ist sehr schwer. Wie Sie wissen, muß der Betreffende mindestens acht Monate in meinem Bezirk gelebt haben. Ist Herr Harlamoff hier angemeldet?“

„Nein,“ antwortete mein Bekannter. „Das konnte er nicht, er war ja immer auf Reisen. Und wer dachte daran, daß er in meinem Auftrage ins Ausland zu gehen hätte?“

„Bitte, zeigen Sie mir Ihre Papiere,“ sagte der Polizei-

chef. „Es ist ja alles in Ordnung,“ fügte er hinzu, nachdem er sie durchgesehen hatte, „nur ist er hier nicht gemeldet. Wenn Sie,“ wandte er sich an meinen Bekannten, „mir die schriftliche Versicherung geben, — es brauchen nur ein paar Zeilen zu sein — daß Herr Harlamoff über ein Jahr in Ihren Diensten gestanden hat, dann stelle ich das gewünschte Zeugnis aus.“

Mein Bekannter gab die Versicherung ab, und in einer halben Stunde hatte ich ein offizielles Schriftstück, worin erklärt wurde, daß seitens der Polizei der Ausstellung eines ausländischen Passes für Herrn Harlamoff zur Reise ins Ausland nichts im Wege stehe, wobei hinzugefügt wurde, daß ich mich in Handelsangelegenheiten dorthin begeben.

Zu Hause angekommen, sagte mein Bekannter zu mir: „Da habe ich mir jetzt einen netten Drei angerichtet! Wenn Sie irgendwelche Dummheiten begehen, bekomme ich es mit der Polizei zu tun. Aber zurück konnte ich nicht, und es tat mir auch nicht leid. Was können sie mir auch anhaben? Reisen Sie jetzt in die Gouvernementsstadt und verschaffen Sie sich Ihren Auslandspaß. Haben Sie genügend Geld zum Reisen?“

Ich mußte das verneinen und nahm seine Hilfe gern an. In der Gouvernementsstadt angekommen, ging ich sofort zur Kanzlei des Gouverneurs, überreichte dort mein Papiere, bezahlte die Stempelgebühren und erhielt die Erklärung, ich könne den Paß am nächsten Tage erhalten.

„Ich muß aber heute noch abreisen, es ist eine sehr wichtige Angelegenheit,“ sagte ich, „und es wäre mir lieb, wenn ich meinen Paß sofort erhalten könnte.“

„Das wird kaum gehen,“ antwortete der Beamte. „Die Kanzlei wird um zwei Uhr geschlossen, und es ist fraglich, ob der Gouverneur Ihren Paß heute noch unterschreiben wird.“

„Es steht aber viel auf dem Spiel,“ erwiderte ich, „und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn ich den Paß heute noch bekäme.“

Der Beamte sah, daß er mich nicht so leicht los würde, und sagte schließlich: „Gut. Kommen Sie um zwei Uhr wieder. Vielleicht ist er doch fertig. Es ist aber eine Ausnahme, die wir mit Ihnen machen!“

Vor zwei Uhr erschien ich in der Kanzlei und war unendlich froh, als ich meinen Auslandspaß in der Hand hatte. Am Abend desselben Tages reiste ich nach Warschau und von dort über Alexandrowo nach Berlin.

Ein eigentümliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich auf der russischen Grenzstation den Wagen verließ. Bedauern, daß ich mit meiner Familie und meiner früheren Lebensweise gebrochen hatte, fühlte ich nicht. Aber auch die meisten Menschen, mit denen ich als Illegaler zusammengelobt hatte, waren mir gleichgültig. Höchstens erinnerte ich mich mit einem stillen Lächeln des lieben Ossip und noch ein paar anderer netter, gutmütiger Leute. Die Freunde, die mir nahe standen — und die ich scherzweise „meine Familie“ nannte — saßen entweder im Gefängnis oder waren, wie Abramoff und Petroff, im Auslande. Ein wirkliches Gefühl zog mich, außer zu diesen befreundeten Revolutionären, nur zu einem einzigen Menschen, das war die Frau des Rechtsanwalts Kudrin. Mit ihr hatte ich hin und wieder korrespondiert und hatte sie auch einmal flüchtig in Moskau gesehen. In Briefen und bei diesem Wiedersehen suchte sie mich zu überreden, das gefährvolle Leben aufzugeben und eine ruhigere Tätigkeit zu beginnen. Sie ahnte, daß ich auch ihr meinen richtigen Familiennamen verschwiegen, und meinte, ich brauchte mit meiner Familie mich ja nicht wieder auszuföhnen, sondern könnte still in bescheidenen Verhältnissen unter dem angenommenen Namen eine wirkliche Kulturarbeit für Rußland vollbringen. — Oft kehrte in ihren Briefen der Satz wieder: „Rußland ist noch nicht reif; die Intelligenz wird immer weitere blutige Opfer bringen, unzählige Menschen werden ihr Leben einbüßen, aber das Glück des Volkes wird noch lange ausbleiben! Wozu also diese unnützen Opfer?“ Und jedesmal lächelte ich still bei diesen Worten. Ich lächelte, weil sie mir früher selbst oft in Gesprächen recht gegeben hatte, daß die Intelligenz nicht anders handeln könne. Ich lächelte, weil ich wußte, daß aus diesen Worten eine unendliche Liebe zu mir sprach! Sie fürchtete,

mich zu verlieren. Vor meiner Abreise ins Ausland kämpfte ich lange mit dem Wunsche, sie aufzusuchen und Abschied von ihr zu nehmen; ich unterdrückte ihn aber und schrieb ihr einen langen Brief. Ihre Antwort hatte mich noch erreicht, und außer den allernotwendigsten Sachen war es das einzige, was ich von meinem früheren Leben ins fremde Land mitnahm.

Dies alles zog durch meinen Kopf, als ich auf der Grenzstation stand.

Ich stieg in den Zug ein, — andere Uniformen, andere Gesichter tauchten auf der kleinen Station Otkoschin auf. Die Zollrevision wurde vorgenommen, einige Mitreisende wurden gefragt, ob sie nach Amerika auswanderten. Dann war alles erledigt, und der Zug raste weiter.

In Berlin stieg ich in einem kleinen Hotel am Schlessischen Bahnhof ab. Ich mußte sehr sparsam sein. Man hatte mir ein paar Adressen gegeben, mit deren Hilfe ich Petroff hier aufzufinden hoffte. Die letzte Nachricht von seiner Frau meldete, daß sie beide nach Berlin reisen und hier eine längere Zeit bleiben würden. Ich fand ihn in einem Privatkrankenhauste, wo er vor ein paar Tagen operiert worden war. Seine Frau pflegte ihn. Ich war erschrocken, als ich das liebe Gesicht abgemagert und gequält wiedersah.

„Ja, es geht schlecht, lieber Freund,“ sagte er. „Bin jetzt Invalide.“

„Es wird schon besser werden,“ tröstete ich ihn, „die Operation ist glücklich verlaufen, und das andere ist eine Kleinigkeit.“

„Wenig Hoffnung,“ erwiderte Petroff. „Wie lange habe ich mich schon gequält! Ein ganzes Jahr bin ich krank; jetzt endlich haben die Ärzte herausgefunden, daß ich ein inneres Geschwür habe. Ich habe aber nicht mehr die Kräfte, um noch ein langes Krankenlager auszuhalten.“

(Schluß folgt.)

Das Volksliederbuch.

Einige Jahre ist es her, seit auf einem Sängerkongreß deutscher Männergesangsvereine in Frankfurt a. M. der deutsche Kaiser die Anregung gab zu einem Volksliederbuch. Dieses Volksliederbuch ist nun vor kurzer Zeit erschienen. Bei der Bedeutung, die es für den Männergesang haben dürfte, ist eine Betrachtung der von ihm verfolgten Ziele wohl angebracht.

Die Männergesangsvereine, die gegenwärtig selbst in dem kleinsten deutschen Städtchen eine Rolle spielen, sind dennoch nicht eine ererbte deutsche Einrichtung. Kaum hundert Jahre ist es her, seit der Berliner Singakademiedirektor Karl Friedrich Zelter die erste „Liedertafel“ einrichtete. Es handelte sich damals um eine wirkliche Liedertafel, gesellige Zusammenkünfte: während man an der Tafel saß, wurden Lieder gesungen. Nicht leicht war es, Zutritt zu erlangen; nur Komponisten, Sänger von Beruf, Dichter wurden als Mitglieder aufgenommen. Nicht lange dauerte es, bis auch in anderen Städten „Liedertafeln“ nach dem Muster der Berliner entstanden, in Leipzig und Frankfurt a. D. Immer noch handelte es sich um streng exklusive Gesellschaften. Später erst trat der populäre Zug auf, der, an Stärke immer wachsend, bis auf die Gegenwart die Männergesangsvereine beherrscht hat. Und jetzt hat sich das Verhältnis fast umgekehrt: Waren die ersten Liedertafeln aristokratischer Art, so sind die jetzigen zumeist demokratisch. Es gibt kaum einen bürgerlichen Berufsstand, der sich nicht seinen Gesangsverein gründete; die jungen Kaufleute, die Beamten, die Handwerker, Arbeiter, die Lehrer usw. alle noch in einzelne Sondergruppen sich trennend, gründen ihre kleineren oder größeren Vereine. Eine ähnliche Bewegung wie von Berlin ging etwa gleichzeitig auch von der Schweiz aus. G. S. Rägeli rief 1810 einen Männergesangsverein in Zürich ins Leben; die Tendenz war hier jedoch von Anfang an eine viel volkstümlichere als in Berlin. Von der Schweiz aus wurde allmählich Süddeutschland für den volkstümlichen Männergesang gewonnen. Etwas später schloß sich Oesterreich an, so daß nach und nach der Männergesang alle Gauen überspannte, wo die deutsche Sprache heimisch war.

Diese Entwicklung des Männergesanges brachte es mit sich, daß eigentlich künstlerische Bestrebungen immer mehr in den Hintergrund traten. Je weiter die Begeisterung für den Männergesang um sich griff, desto tiefer sank das künstlerische Niveau der Musik, an der man sich erfreute. Es kam eine Zeit des künstlerischen Tiefstandes, der Geschmacklosigkeit, die schwer zu überbieten sein dürften. Eine übertriebene Sentimentalität, philiströse Behabigkeit, leichte Simpelerei beherrschten lange den Männergesang in einem Umfange, daß die meisten Gesangsvereine überhaupt nicht mehr in Betracht kamen, wo es sich um künstlerische Bestrebungen handelte. In jüngster Zeit ist nun eine neue Richtung aufgetaucht. Müde der herkömmlichen Liedertafel und im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit einiger vorzüglich gesungener Chöre, haben einige Komponisten, der Schweizer Begar an der Spitze, dem Männergesang neue Aufgaben gestellt. Die Chorballade, deren unbefrittener Meister Friedrich Hegar

ist, hat in den letzten Jahren immer mehr Aufnahme gefunden. Sie setzt sich hinweg über den alten, simpel-gemüthlichen Ton der Männerchorgesänge, verwendet die Mittel der Neuzeit in vollem Umfange, erzielt auch brillante Wirkungen, setzt aber eine virtuose Leistungsfähigkeit voraus. Diese zu erringen ist nun bei dem Material, über das weitaus die meisten Männerchöre verfügen, keine leichte Sache. Gerade bei den Sängerkongressen zeigte sich der Widerspruch zwischen Wollen und Können in sehr auffallender Weise. Kleine Vereine mit sehr bescheidenen Mitteln machten die größten Anstrengungen, die technischen Schwierigkeiten zu überwinden, die nicht selten in der neueren Literatur zu überwinden sind. Natürlich fast immer vergebens. Es kann eben nicht der Zweck kleiner Dilettantenvereinigungen sein, virtuoson Zielen nachzugehen. So entstand das Bedürfnis, eine Sammlung von Gesängen zu schaffen, die inneren Kern mit künstlerischer Fassung verbindet, die weder auf den sentimentalischen Ton der alten Liedertafel gestimmt ist, noch auch virtuose Fertigkeit in so hohem Maße verlangt, wie die neuere, bessere Männerchorkomposition. Da bietet sich nun das Volkslied dar. Daß es in neuerer Zeit ganz zu verschwinden droht, ist eine oft beklagte Tatsache. Sie hängt tief mit den sozialen Verhältnissen unserer Zeit zusammen. Ob es gelingen wird, dem Zuge der Zeit entgegen, das Volkslied wieder zu Ehren zu bringen, ist eine Frage, die erst die Zukunft beantworten kann.

In dem neuen Volksliederbuch ist der Versuch gemacht, das Volkslied wieder fruchtbar zu machen. Eine sehr bedeutende Arbeit ist darin geleistet worden. In zwei starken Bänden von je 800 Seiten ungefähr sind über 800 Gesänge dargeboten. Der leitende Gedanke war, aus allen Jahrhunderten, soweit wir die Literatur überhaupt kennen, eine Auswahl des Besten zu geben, was das deutsche Volkslied hervorgebracht hat. Und das ist nicht wenig. Seit den Zeiten der mittelalterlichen Minnesänger bis ins 19. Jahrhundert fließt der Quell, bald rascher, bald spärlicher. Und nicht nur das eigentliche Volkslied ist hier benutzt; auch das volkstümliche Lied ist berücksichtigt, das gerade in den letzten zwei Jahrhunderten zu hoher Vollendung gelangt ist. Die beste Definition dieses volkstümlichen Liedes hat einer seiner vorzüglichsten Meister gegeben, Abraham Peter Schulz, als er sagte, ein gutes Lied müsse neu sein und doch vertraut klingen. Das Material bestand also zum größten Teil aus Volksliedern, d. h. einstimmigen Volksmelodien, und volkstümlichen Liedern, denen von ihren Komponisten schon die brauchbare Fassung gegeben war. Die besseren wurden einfach hinübergenommen, wenn sie schon von Hause aus für Männerchor geeignet waren, oder sie wurden für Männerchor eingerichtet, wenn es sich ursprünglich um Stücke für gemischten Chor handelte. Schwieriger war die Arbeit bei den eigentlichen Volksliedern. Diese sind nur als Melodien überliefert, der Satz für Männerchor, die Harmonisierung mußte bei jeder einzelnen Melodie besorgt werden. Von der Art, wie dies geschieht, hängt der künstlerische Wert der Sammlung ab. Dieser Teil des Wertes ist geeignet, auch höheren künstlerischen Ansprüchen zu genügen. Viele unserer vorzüglichsten Musiker wurden für diese Bearbeitungen herangezogen. Namen wie Richard Strauß, Engelbert Humperdinck, Max Bruch, Wilhelm Berger, Friedrich Gernsheim, Karl Reinecke, Ludwig Thuille, Hermann Kretschmar, Philipp Wolfrum, Georg Schumann zieren das Werk — um nur die bekanntesten zu nennen. Besonderen Dank verdienen die Herausgeber dafür, daß sie auch das alte deutsche Volkslied gebührend berücksichtigt haben, jene herrlichen Weisen des 14., 15., 16. Jahrhunderts, die den kostbarsten Besitz unserer Volksmusik bilden. Gerade an diesen Melodien wuchs die alte deutsche Kunst. Das mehrstimmige Kunstlied des 16. und 17. Jahrhunderts ist im Grunde weiter nichts, als eine kunstvolle Verarbeitung jener damals allbekanntesten Volksmelodien. Was damals geniale Meister wie Heinrich Isaak, Heinrich Finck, Ludwig Senfl, Hans Leo Hasler, Joh. Hermann Schein u. a. geleistet haben, ist heute leider nur wenigen Kennern einigermaßen vertraut.

Von ihren Bearbeitungen der Volksmelodien konnte leider nur wenig für diese neue Sammlung benutzt werden. Die meisten davon sind überaus verwickelte Gebilde, von so großer Schwierigkeit, daß sogar die berufsmäßigen Musiker unserer Zeit ihre Not mit ihnen haben, so oft, richtiger gesagt, so selten sie sich damit einmal abgeben. Also blieb nichts übrig, als das nächste Beste zu tun und die alten Melodien von den vorzüglichsten Künstlern neu bearbeiten zu lassen in einer Art, die unserer Musikpraxis nahe steht. Vielleicht darf man es später einmal wagen, in ein Volksliederbuch auch alte Originalsätze des 16. Jahrhunderts zu stellen. Man wird billigerweise den Wert der neuen Bearbeitungen jener Lieder nicht messen dürfen an den klassischen Stücken des 16. Jahrhunderts. Nichtsdestoweniger können viele davon auch höheren künstlerischen Ansprüchen wohl genügen. Daß aber das Volkslied in neueren Zeiten auch noch so manches Wertvolle darbietet, dafür zeugen die zahlreichen Dialektlieder; da gibt es Lieder in plattdeutscher Mundart, in rheinischem, pfälzischem, elsässischem, schweizerischem bayerischem, tiroler, steirischem Dialekt, von denen die meisten im 19. Jahrhundert noch gesungen wurden, viele noch bis in die Gegenwart hinein. Es ist nämlich eine merkwürdige Tatsache, daß die heututage bekannten Volkslieder fast alle ziemlich jung sind, mit Ausnahme einiger geistlicher Lieder, Choräle, die bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurückreichen.

Man hat recht getan, den Charakter der Sammlung als „Volksliederbuch“ nicht zu eng zu fassen. Durchaus am Platze ist neben

den vielen einfachen Liedern auch eine ganze Anzahl von kunstvollen schwierigen Sätzen, an denen Vereine von größerer Leistungsfähigkeit dankbare Aufgaben finden werden. Es ist auch der Geschmack zu loben, mit dem eine Auswahl getroffen ist aus der eigentlichen Männerchorliteratur des 19. Jahrhunderts. Hier hat man eine Anthologie vor sich aus den besten Kompositionen dieser Gattung, von Zelter, Weber, Schubert an bis zu Cornelius, Brahms, Hegar und Richard Strauß. Die große Menge dieser drei Gruppen Volkslieder, volkstümliche und eigentliche Kunstlieder ist in 12 Abteilungen übersichtlich angeordnet: Geistliche Lieder; Ernstes und Erbauliches; Vaterland und Heimat; Natur; Wandern und Abschied; Soldatenlieder; Lieder der Jäger, Schiffer, Bauern, Bergleute; Festlieder; Gesellige und Trinklieder; Liebeslieder; Balladen; Scherz- und Spottlieder sind die einzelnen Abteilungen überschrieben. Schon aus diesen Titeln ist der ziemlich erschöpfende Inhalt der Sammlung ersichtlich. Ein noch weiterer Ausbau wird in der Vorrede verheißen. Diese Vorrede verdient überhaupt besondere Aufmerksamkeit. Sie ist verfaßt von einem der besten Kenner des deutschen Volksliedes, Freiherrn Rochus von Liliencron, dessen große Verdienste auf diesem Gebiete sowohl von den Literaturhistorikern, wie auch von den Musikforschern voll und ganz gewürdigt werden. Sie gibt eine gedrängte Uebersicht über die Tätigkeit des Herausgeber, die Arbeitsmethoden. Mit welcher Sorgfalt gearbeitet wurde, zeigt sich z. B. in der Tatsache, daß über 8000 Lieder eingehend geprüft wurden, ehe man sich über die Auswahl der 600 Stücke einigte, die jetzt den Inhalt des Liederbuches ausmachen. Zu der beratenden Kommission waren aus ganz Deutschland, auch aus Oesterreich und der Schweiz viele der bedeutendsten Fachmänner hinzugezogen, sowohl Komponisten, wie die oben genannten, als auch Chorregenten, wie Kremser (Wien), Hegar (Zürich), Wolbach (Mainz), Felix Schmidt (Berlin), Siegfried Dohs (Berlin), Georg Schumann (Berlin), Hans Sitt (Leipzig) und verschiedene andere, Historiker wie Fehr, v. Liliencron, Hermann Kreisshmar (Berlin), Max Friedlaender und Johannes Volke (beide in Berlin). Den beiden letztgenannten Gelehrten ist der kritische Anhang zu danken, in dem für jedes einzelne Lied die Quellen von Text und Melodie nachgewiesen sind, überhaupt zu jedem Lied wertvolle, interessante Anmerkungen niedergelegt sind. Es handelt sich also bei diesem Liederbuch um einen sehr ernsthaften Versuch. Schaffende Künstler, die zu unseren Vorfahren gehören, tüchtige Praktiker des Chorgesanges, hervorragende Fachgelehrte haben in ausdauernder Arbeit zusammengewirkt, um eine Sammlung zu schaffen, die den künstlerischen Geschmack der großen Massen heben soll und so eine wichtige Kultur Aufgabe erfüllen soll.

In den deutschen Männergesangsvereinen ist es nun gelegen, diese wertvolle Gabe gebührend zu würdigen. Das Liederbuch dürfte wohl auch dem kleinsten Vereine zugänglich sein. Die allbekannte Leipziger Verlagsfirma C. F. Peters hat den Preis für die vorzüglich gedruckten und geschmackvoll ausgestatteten Bände so festgesetzt, daß auch kleinen Vereinskassen die Anschaffung ohne große Opfer möglich ist. Bedenklich erscheint es jedoch, daß ein großer Teil der Sammlung nicht ohne weiteres für die öffentliche Aufführung freigegeben ist, sondern einer Steuerpflicht unterliegt an die „Genossenschaft deutscher Tonsetzer“. Diese Anstalt vertritt die Interessen der ihr angehörigen Komponisten. Daß sie berechtigt ist auch hier einzuschreiten, darüber kann ein Zweifel kaum sein. Eine andere Frage jedoch ist es, ob bei dem gemeinnützigen Zwecke dieses Liederbuches es nicht besser gewesen wäre, eine Ausnahme zu machen und sämtliche Lieder freizugeben. Dadurch erst hätte die Sammlung als Geschenk an das deutsche Volk ihren vollen Wert erhalten. Wie die Sachen jetzt liegen, ist es vorauszu sehen, daß ein großer Teil des Liederbuches totes Gut bleiben wird. Viele Schwierigkeiten werden sich in der Praxis ergeben beim Verkehr mit der Genossenschaft, wenn schon, wie es heißt, die Sätze für die Ausführungsgenehmigung niedrig bemessen worden sind. Viele Vereine werden geringe Neigung verspüren, in Verhandlungen einzutreten wegen Bearbeitungen von allbekanntem Liedweisen, die man sich gewohnt hat als Allgemeingut anzusehen. Erst die Zukunft wird zeigen, ob es von seiten der Genossenschaft klug war, sich auch hier auf den Boden des strengen Rechts zu stellen, und das, was auf der einen Seite gewonnen wird, auf der anderen nicht eingebüßt wird. Hier bot sich eine Gelegenheit, nun auch einmal in weiten Kreisen für die lebenden Komponisten zu werben, und gerade bei diesem ersten Versuch wäre wohl mehr Entgegenkommen am Platze gewesen.

Kleines feuilleton.

Zola und Bülow. Wie kommt Bernhard der Schöngesichteste in solche Gesellschaft? Der „Pornograph“ zum Hofmann? Oder haben die hoffähigen Mäcker „im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte“ vor dem schrecklichen Franzosen (der Kerl hat ja sogar ganz recht das Wort „Merde“ geschrieben, das Wort des Generals Cambronne bei Waterloo), haben sie nicht vor ihm 1000 Kreuz geschlagen? Und doch, und doch! Sihen da bei Müller — im alten Pariser Münchner Lokal — eiliche gute Deutsche beisammen. Einer, ein ganz verdächtiger Sozialdemokrat — sonst aber ein guter Kerl — ulkt über die Berliner Wahl-

Kommission, die die eine Breslauer Wahl für ungültig erklärt hat, weil der Reichskanzler durch ein Telegramm, gerichtet gegen den „Koten“, in die Wahl eingegriffen hatte. Ein Herr der Tafelrunde — im Auslande setzen sich die Landsleute eben glücklicherweise ohne Rücksicht auf Staats- und Kirchenangehörigkeit zusammen — meinte nun, das sei ein Skandal, Bülow habe ganz recht, die Regierung könne auch für ihre Kandidaten eintreten. „Und überdies hat der Reichskanzler seinen Standpunkt ja in seiner großartigen Rede so glänzend vertreten.“ In der Reichshauptstadt — Wassertopf, sagte mal der schöne Dr. Julius Bachem aus Pöllen — wäre es ja nun nicht möglich, daß am gleichen Stammtische Kote, Schwarze, Grüne friedlich beisammen sitzen und sich manchmal weniger friedlich zanken, aber im republikanischen Frankreich gibt's so was. Also legt ein Nichtberehrer Bülows los. (Der Mensch ist ein waschechter „Kreuz-Zeitungs“-Mann, früherer Offizier, Ritter pp. usw.) „Wer's glaubt, kriegt 'nen Zaler. Erzellenz Bülow hat da eine feine Rede gehalten, die vor ihm schon eine andere Erzellenz gehalten hat — nämlich Erzellenz Eugène Rougon von Emile Zola!“ Unseren national-liberalen Stammtischgenossen traf beinahe der Schlag und wir anderen machten auch verdächtige Gesichter. Daß Bernhard Zitate liebt, ist bekannt genug, aber Zola, den Pornographen? Psui Deibel. Zieht doch der Ritter pp. ein Wischlein aus der Tasche und liest: „Wir verlangen ehrliche Wahlen! Auch die Regierung darf ihre Kandidaten empfehlen. Tun denn das nicht die Sozialdemokraten auch mit größter Dreistigkeit. Man greift uns an und wir verteidigen uns einfach. Das ist doch nur in der Ordnung. Man wollte uns knebeln, uns die Hände binden, zum Kadaver machen. Das lassen wir uns nicht gefallen! (Bravol) Aus Liebe zum Vaterlande stehen wir stets bereit, das Land zu beraten und ihm zu sagen, wo seine wahren Interessen liegen. Nebigens ist ja das Land selbst Herr über seine Geschicke. Es hat ja das Wahlrecht. Sie, meine Herren, von der Opposition, hier, wo Sie absolute Redefreiheit haben, Sie sind ja der beste Beweis unseres Respektes vor dem Wahlrechte. (Bravol) Die revolutionäre Partei mag sich doch beim Lande selbst beschweren, wenn das Land mit überwältigender Mehrheit für das Reich eintritt!“ Ist das nun Bülow? Ist es Zola? Da der Verfasser der „Mona“ leider schon tot war, als der „Vlod“ entstand, kann Zola Bülows Rede nicht abgeschrieben haben und doch! Jedemfalls hat Erzellenz Reichskanzler Eugène Rougon (Zola, kleine Pariser Ausgabe, Paris, Rue de Senelle 11) damals so gesprochen. Die Ähnlichkeit ist groß und wir Stammtischgenossen bei Müllers fanden das auch. —

Literarisches.

Adolf Stern, der Literaturhistoriker und Schriftsteller, ist Montag nacht in Dresden gestorben. Unter den heutigen Literaturforschern war er einer der gediegenen und als Novellist nicht ohne Talent, wenn ihm auch starke Ursprünglichkeit fehlte. Friedrich Adolf Ernst — so war sein bürgerlicher Name — war am 14. Juni 1835 in Leipzig geboren. Nach Absolvierung seiner Studien ließ er sich in Dresden nieder, wo er die Literaturprofessur am Polytechnikum innehatte. Als Herausgeber der „Bibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts“, sowie der Werke Herders, Hauffs, Hebbels, Ludwigs usw., als Biograph Hermann Götters und Otto Ludwigs sowie besonders durch seine immer noch lesenswerten „Geschichte der neueren Literatur“ (7 Bände Leipzig 1882—1885) und die „Geschichte der Weltliteratur“ wirkte er anregend und befruchtend. Auch seine „Studien zur Literatur der Gegenwart“ sind zu erwähnen. Frei von der herkömmlichen Lebendigkeit und Borniertheit der literarischen Herbarienverwalter, frisch und mit einem durch vergleichende Studien geschärften Blick, wußte Stern darzustellen und zu analysieren, wenn auch seine Auffassung naturgemäß zu einer ökonomisch-grundlegenden Betrachtung nicht vorzudringen vermochte. Als Dichter gehört er zur kulturhistorischen Art wie etwa Hebel. Zu nennen sind die Romane „Die letzten Humanisten“, „Camobens“ und die in den „historischen“, „neuen“ und „venezianischen Novellen“ gesammelten Erzählungen, von denen einige in billigen Ausgaben erschienen sind. Stern hatte persönliche Beziehungen zu Otto Ludwig und Hebel.

Theater.

Kleines Theater. Die Pächterin von Litchfield. Komödie in 3 Akten von Max Wall. Nicht ein Engländer, ein Wiener Autor war der Verantwortliche. Der Beifall einiger unentwegter Bewunderer rief ihn auf die Bühne und die Erscheinung bestätigte, was sich auf Grund des Textes vermuten ließ, daß er zu seiner Entlastung alle Milderungsgründe großer Jugendlichkeit geltend machen durfte. Wenn er die Geschichte, die ihm am Herzen lag, um hundert Jahre zurückdatierte und nach England verlegte, so mag ihn dabei die Erwägung geleitet haben, daß heute ja niemand wisse, was für Menschen damals jenseits des Kanals herumgelaufen sein mögen. Warum soll da, zumal die Historiker die Sittenlosigkeit der englischen Aristokratie jener Epoche in schwarzester Farben malen, nicht eine englische Frau-Gräfin in allem Ernste so dämonische Reden losgelassen haben. Das Axiom der Zeit, so demgleichen passierte, lebendig vor Augen zu rücken, dafür ist Sorge getragen durch einige gepfefferte, dem gräflichen Gemahl in den Mund gelegte Anekdoten und einen Kammerdiener, der über alle Unanständigkeit genaue Rechnung führt, um sie gesammelt als abschreckendes Beispiel in einem frommen Traktätlein abdrucken zu lassen. Was die Bezeichnung des Stückes als Komödie soll, ist völlig

unverständlich. Dem Autor müßten denn seine Figuren selber komisch vorgekommen sein.

Für die Gestalt der dämonischen Gräfin hat Hedda Gabler, für die prätentiose Bilderprache des Dialogs wohl Hoffmannsthal Modell gestanden, jedenfalls sind der Norweger und der österreichische Dichter hier mit der gleichen Unparteilichkeit parodiert. Wie Hedda Löwborg, als dieser, ein verzweifelter gedrochener Mann, ihr gegenübertritt, die Pistole in die Hand drückt, so möchte die Gräfin von Parham in der langen Reihe der Liebhaber doch wenigstens einen haben, der sich erküßelt und zwar direkt um ihretwillen. Ellis, ihres Vaters Sekretär, scheint die geeignetste Person dafür. Als der Graf hinter das zärtliche Verhältnis der beiden kam, und bei aller sonstigen Vorurteilslosigkeit doch eine Trennung von dem jungen Menschen für notwendig erklärte, zerfiel der Arme in eitel Liebeschmerz. Er weinte, wie die Gräfin stolz berichtet, eine ganze Nacht an ihrer Seite. Zum Schluß hat er den großen Schwur geleistet, prompt zu sterben. Dieser Gedanke erfüllte sie mit hoher seelischer Befriedigung. Da macht sie nach sechs Jahren die schreckliche Entdeckung, daß Ellis, statt pflichtgemäß im Grab zu modern, die Pächterin von Litchfield zum Weib genommen und sich vergnügt des Daseins freut. So grausam in ihren schönsten Illusionen getäuscht, beschließt sie von dem Ungetreuen Rechenschaft zu fordern. Ellis stellt sich auf ihrem Befehl im Schlosse ein und empfindet, als er sieht, wie hübsch sie ausschaut, aufrichtige Reue über sein unqualifizierbares Vernehmen. Unabhängig knattern die Tiraden. Als sie ihn nach alter Gewohnheit in ihr Voudoir führt, geschieht es unter Donnern und Blitzen furchtbarer Dämonie; „mein Leib,“ so ruft sie warnend an der Tür dem Doppelt-Kreuzlosen zu, „ist gesalbt mit Verachtung!“ Frau Ellis nimmt den heimgekehrten Sünder, der sich zur Abwechslung jetzt aus Reue über seine Schwäche das Leben nehmen möchte, barmherzig wieder auf; entwickelt eine komplizierte Theorie, daß sie mit ihrem übertriebenen Vertrauen zu dem Mann das ganze Unglück angerichtet habe und kündigt — ein glückverheißendes Zeichen — an, daß der kleine Bob in kurzer Zeit ein Brüberchen erhalten wird. Es ist die einzige Figur, in die hier und da, wo sie nicht in der geleiteten Fiererei der Sprache mit den andern wetzert, einige Spuren menschlicher Beobachtung verrät. Der Kunst Helene Feldmers gelang es, in dieser Rolle aus allem Schwulste einen kernschlichteren Verständigkeit und warm-natürlichen Gesichts herauszulösen. Anna Feldhammer mußte sich mit der Frau Gräfin, Lettinger mit dem nicht weniger fatalen Ellis wohl oder übel abfinden. dt.

Kunst.

o. s. Seitdem Messel den Wertheimbau schuf, ist das Warenhaus als neue Schöpfung in die Architektur unserer Zeit eingetreten. Das neue „Aushaus des Westens“, das Emil Schudt am Wittenbergplatz baute, fügt den vorhandenen Typen des Warenhauses einen neuen Charakter an. Es schimmert das Vorbild der süddeutschen Renaissance hindurch und in dieser Art, die prächtige Haltung mit Intimität vereint, fügt sich der stattliche Bau nicht allzu dominierend dem Straßenbild ein und giebt den langweiligen und monotonen Straßen des Westens lebhafteren Charakter, zeigt den hier üblichen, geschmacklos überladenen Fronten zugleich, wie eine Architektur großartig und doch nicht protzig sein kann.

Die großen Warenhausfenster sind durch quadratische Bierede in kleine Fenster aufgelöst und auch sonst durch besondere Fenstereinbauten intimer gemacht. Mit viel Geschick ist aus der bemüht beibehaltenen, schematischen Aneinanderreihung der Felder eine gewisse Ruhe, ein Stil geschaffen, der sich besonders gut an der Reihe der kleinen, dicht unter dem Dache sich hinziehenden Zulenreihe zeigt. Als Gegengewicht gegen dieses strengere Schema wirkt der schön verteilte Schmuck von Prof. Wrbas, der über die fein getönte, graue Fassade ein reizvolles Spiel in Stein geformten Figurenwerkes austreut. Dieser selbe Gegensatz zwischen Strenge und Leichtigkeit findet sich in der Architektur der Fassade im ganzen. Diese wirkt als Ganzes kompakt, massig. Aber diese Schwere ist geschickt aufgelöst; dadurch, daß auf der einen Seite die Front in leichter Rundung sich in die Straße hineinbiegt; dadurch, daß die Ecken in Altane abgesetzt sind; daß über dem Mittelteil ein eisenumrankter Balkon sich breit hinzieht. Dieser malerische Eindruck konzentriert sich vorzüglich in dem Eingangsteil, der durch zwei flankierende, bis zum Dach in Turmform aufragende Seitensfenster herausgehoben ist. Im schönen, breiten Bogen wölbt sich darunter das Tor, das mit seinem reichen, dunklen Figurenschmuck in Holzschönerei vornehm zurücktritt. Seitlich je ein kleineres Tor, in vieredigem Ausschnitt, mit feinem Steinplastiken über der Tür.

Auch im Innern ist nicht der monumentale, sondern der intime Charakter betont. Der einzige, größere Raum, der in nicht zu großen Dimensionen gehaltene Lichtloft, empfängt den Eintretenden. Er ist ganz in australischer Eiche (einem der härtesten Hölzer) verkleidet; der warme, hellgelbe, matte Ton des Holzes ergibt zusammen mit dem stimmernen Eindruck des breiten Kristalleuchters an der Decke, der an dunklen Bronzeflecken hängt, eine harmonische Wirkung. Der dunkle Ton kehrt wieder in dem Bronzefeländer der Treppen, die in seinem, leichtem Linienpiel gehalten ist.

Im allgemeinen ist die durchdachte Anordnung der Räume hervorzuheben. Ein Wandelgang führt ringsherum, seitlich öffnen sich die einzelnen Abteilungen, die die verschiedenen Läger enthalten, so daß sich eigentlich Laden an Laden reiht. Die Räume sind niedrig gehalten. Bis zu dreiviertel Höhe der Wand reichen die Regale und

Ständer, die sich durch eine sinnmäßige, sachliche Form auszeichnen und dem Ganzen durch die gleichmäßige (graue oder rötliche oder mattschwarze) Färbung Einheit geben. Der obere Teil der Wand und die Decke sind in einfachem Weiß gehalten. Sehr eigenartig sind die in Eisen gehaltenen Verkleidungen der Fahrstuhlschächte, die auf großer Fläche ein grazioses Spiel von Blumen-, Tier- und Figurenornamentik ausbreiten.

Auch die Stühle, Vitrinen und Tische haben eine besondere, sachliche und einfache Form. Wenn man näher zuseht, bemerkt man die Hand des Künstlers an den kleinsten Teilen, an den Türschlössern, den Eitelts der Waren usw. Als besondere Räume sind hervorzuheben: die in Natureiche in glatten, schönen Flächen gehaltene Auskunfstei, der Erfrischungsraum (weiße Decke, graue Holztafelung, weißgelbe Vorhänge), das in Mahagoni gefäßelte Lesezimmer, das mit dem dunkelvioletten Teppich, den grünen Vorhängen sehr kräftig wirkt, von dem aus man in das Damenzimmer blickt, das in seiner weißen Holztafelung, mit den hellvioletten Stoffbezügen einer bizarren Bühnendekoration von Welsch gleicht. Alles in allem architektonisch und malerisch, in Fassade und Inneneinrichtung eine künstlerische Schöpfung, die nicht verblüffend originell ist aber doch Geschmack und Eigenart zeigt, so daß man sagen kann daß sie Berlin bereichert.

Notizen.

— Das Wiener Bürgertheater beabsichtigt während seines Gastspiels am Kleinen Theater, das nächsten Sonnabend mit Max Burghards Volksstück „s Katherl“ eröffnet wird, u. a. auch das vieraktige Volksstück „Das Rududsei“ von Oskar Fronz, dem Direktor des Theaters, aufzuführen.

— Börne als pensionierter Polizeibeamter. Ludwig Börne war 1811 als Aktuar bei der Frankfurter Ober-Polizeidirektion angestellt worden und hatte es 1813 auf 800 Gulden Gehalt gebracht. 1813 nahm aber das „Großherzogtum Frankfurt“ ein Ende und das wieder „Freie Stadt“ gewordene Frankfurt hatte nichts Eiligeres zu tun, als die altreichstädtischen Gezehe wieder in Kraft zu setzen und die ruchlosen Folgen der französischen Revolution zu beseitigen. Als Jude durfte Börne, der damals noch Baruch hieß, kein öffentliches Amt mehr bekleiden. Er wurde entlassen. Er reklamirte, machte Eingaben usw. Der ergötliche, für das deutsche Pfahlbürgerelend typische Fall war damit nicht beendet. Professor Ludw. Geiger hat in den „Süddeutschen Monatsheften“ die Geschichte altentwässert dargestellt. Börne wurde nicht wieder eingestellt, bekam aber schließlich eine Pension, wofür man indes trotz seines Anerbietens keine Gegenleistung duldet. Erst 1831 erinnerte man sich seiner wieder und wollte ihm nunmehr, da er inzwischen getauft worden war und die Polizeigeschäfte sich mehrten, gnädigst gestatten, wieder in Dienst zu treten. Auf diplomatischem Wege wurde Börne, der in Paris lebte, davon verständigt. Inzwischen wurde zur besseren Nachsicht auch die Pension einbehalten. Börne machte sich im 66. seiner Pariser Briefe weidlich lustig über diesen Schilfbürgerrecht. Als Polizeialtuar hätte er sich in den Zeiten der Demagogerie auch grotesk genug ausgenommen.

— Der Kongreß für innere Medizin, der in diesem Jahre gerade ein Vierteljahrhundert besteht, hält seine Tagung in Wiesbaden ab. 400 Teilnehmer aus Deutschland und dem übrigen Europa sind erschienen.

— Ein revolutionäres Denkmal. Der tessinische Bildhauer Vincenzo Vela hatte im Jahre 1848 den römischen Sklavenanführer Spartacus in einer kraftvollen Statue verkörpert, als Sinnbild der italienischen Freiheitsbestrebungen, an denen er selber lebhaften Anteil nahm. Die Statue hatte allerhand Schicksale, bis sie schließlich in Petersburg im Hause irgend eines russischen Barons stand. Den Besitzern scheint die revolutionäre Gestalt nicht gut in die russische Hauptstadt mehr gepaßt zu haben. Sie verkauften sie, wie die „Frk. Ztg.“ meldet, für 25 000 Franken an die schweizerische Gottfried-Keller-Stiftung. Spartacus wird voraussichtlich in der Vorhalle des Parlamentsgebäudes zu Bern aufgestellt werden.

— Ein saurisches Geschenk. Carnegie, der Rieskapitalist hat zum Dank für die seinem Institut von Deutschland und Frankreich gemachten Wüherstiftungen der deutschen und französischen Regierung Abgüsse des in seinem Institut befindlichen riesigen Diplodocus gestiftet. Dieser Diplodocus ist der größte Saurier, der bekannt ist. Dolmetschern empfehlen wir Betrachtungen darüber, ob in diesem Geschenk für Preußen-Deutschland nicht eine versteckte Anspielung liegt. Bei uns ist soviel prähistorisches Sauriertum noch lebendig, daß diese urzeitlichen Viecher das beste Wappentier für uns abgeben würden.

— Das größte Geschäftshaus der Welt. Zwei gewaltige Gebäudekomplexe, die den größten Geschäftsbau darstellen werden, der bisher ausgeführt worden ist, sind in der Church Street in New York in Angriff genommen worden. Jedes von ihnen hat 22 Stockwerke und ist 276 Fuß hoch. Das eine Gebäude hat eine Front von 215 Fuß und eine Tiefe von 187 Fuß, das andere eine Front von 156 und eine Tiefe von 180 Fuß. Der Stil, in dem die Gebäude aufgeführt werden, ist der der italienischen Renaissance. Die beiden Gebäude werden Raum für 4000 Geschäftsbureaus enthalten. Die Gesamtsumme für die Kosten der beiden Bauten wird auf über fünf Millionen Dollar geschätzt.